

Inhaltsverzeichnis

Artikel

<i>Rainer Dollase</i>	Prof. Dr., Professor für Psychologie und Pädagogik, Bielefeld Inklusion – Unausgereifte Ideen und eine ratlose Praxis im Unterricht	145
<i>Baldur Kozdon</i>	Prof. Dr. phil., Professor für Schulpädagogik em., Flensburg Die Digitalisierung des Bildungswesens – Lehrer und Schüler auf dem kurvenreichen Hightech-Parcours	151
<i>Hans-Jürgen Wünschel</i>	Prof. Dr. phil., Professor an der Katholischen Universität Tschenstochau, Akademischer Direktor i.R. Schulische Reifeprüfung – Was ist davon geblieben? – Kritische Anmerkungen zur Bildungspolitik	159
<i>Norbert Wenner</i>	Diplomtheologe, Lehrer am Edith-Stein-Berufskolleg Paderborn Chancen und Grenzen des Religionsunterrichts an Berufsschulen (BRU) – Ein Praxis-Beispiel: Miteinander voneinander lernen und gemeinsam gehen am Edith-Stein-Berufskolleg Paderborn	166
<i>Julia Berkic & Fabienne Becker-Stoll</i>	Dr. & Prof. Dr., Wissenschaftliche Referentin & Direktorin am Staatsinstitut für Frühpädagogik, München Die Bedeutung konstanter Bezugspersonen in den ersten drei Lebensjahren	170
<i>Michael Dartsch</i>	Prof. Dr., Professor für Musikpädagogik an der Hochschule für Musik Saar Spiel und Menschsein – Zur Aktualität des Schiller'schen Diktums	176

Information & Service

VkdL begrüßt Papst Franziskus	185
Aus dem Verband	
■ † Marita Hoestermann, Essen	185
Bundeshauptversammlung	187
Veranstaltungen Diözesen / Landesverbände	188
Veranstaltungen Zweigvereine	190
Verschiedenes	191
Veranstaltungen / Anschriften & Konten / Impressum	192

Inklusion – hohe Ideale und ratlose Praxis

Rainer Dollase

Inklusion – Unausgereifte Ideen und eine ratlose Praxis im Unterricht

Im Rahmen christlicher Wertvorstellungen ist die Hilfe für Schwache, Kranke und Behinderte eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Alle Menschen sind vor Gott gleich und müssen in ihrer Eigenheit akzeptiert werden. Es ist selbstverständlich, dass man die Gesellschaft so organisiert, dass für jeden ein menschenwürdiger Platz zur Verfügung steht.



keiten aufnehmen sollen.“ Deutschland ist dieser Entschließung beigetreten und alle Parteien haben sich zur Inklusion bekannt.

Das bedeutet zunächst einmal nicht, dass alle Diskussionen darüber, wie die Inklusion geschehen soll, nun aufhören müssen (Ahrbeck 2011; Winkel 2011; Wocken 2011). Es bedeutet auch nicht, dass man die spezifischen Auslegungen

**Die Inklusionsidee –
Differenzierung in jedem Fall notwendig**

und Konkretisierungen jeweils billigen muss.

Gemessen an solchen Zielvorstellungen ist die Bewegung „Inklusion“ weder neuartig noch provozierend. Sie geht zurück auf einen Beschluss einer UNESCO-Konferenz in Salamanca aus dem Jahre 1994, der in folgender Maxime formuliert wurde: „Das Leitprinzip, das diesem Rahmen zugrunde liegt, besagt, dass Schulen alle Kinder, unabhängig von ihren physischen, intellektuellen, sozialen, emotionalen, sprachlichen oder anderen Fähig-

Das bisherige System der Förderschulen ging von der Überlegung aus, dass unter-

Wenn man Schule und Unterricht an die Fähigkeiten des Einzelnen anpasst, dann kann das auch bedeuten, dass man den Unterricht spezifisch auf die Bedürfnisse des einzelnen Individuums anpasst, also ihn nicht so unterrichtet wie alle anderen auch.

schiedliche Menschen auch unterschiedliche Schulen, Schulformen bzw. unterschiedlichen Unterricht benötigen. Wenn man Schule und Unterricht an die Fähigkeiten des Einzelnen anpasst, dann kann

das auch bedeuten, dass man den Unterricht spezifisch auf die Bedürfnisse des einzelnen Individuums anpasst, also ihn nicht so unterrichtet wie alle anderen auch. Im

bisherigen System hat man gedacht: unterschiedliche Schulformen mit der richtigen räumlichen, materiellen und pädagogischen Ausgestaltung seien für die Förderung des Individuums am günstigsten. Das ist auch der Grundgedanke des gegliederten Schulsystems insgesamt: beste Förderung durch äußere Differenzierung. Jetzt heißt es: beste Förderung durch innere Differenzierung. Man darf daran auch Zweifel haben.

Man kann den bisherigen Regelungen nicht vorwerfen, dass sie zu wenig für Kinder mit Beeinträchtigung getan hätten. Gerade die Befürworter

einer grenzenlosen Inklusion werfen dem bisherigen System ja auch vor, dass es zu teuer und zu ineffektiv gewesen sei (vgl. dazu: Klemm 2009, später dann: Mehrkosten nötig, Klemm 2012).

Das ist einer der wesentlichen konzeptionellen Punkte: Inklusion kann auch unter einem Dach, aber auch in jeder Klasse gedacht werden. Inklusion kann in einem Gebäude oder in einem Schulzentrum (z.B. Gymnasium, Realschule, Hauptschule, eventuell Gesamtschule und ein Förderschulzweig) in getrennten Klassen stattfinden. Und dies hätte den Vorteil räumlicher Nähe und partieller Kontaktmöglichkeiten zwischen allen, also nähme Grundgedanken des „gemeinsamen Lernens“ und des „gemeinsamen Unterrichts“ auf.

Auf der anderen Seite können sich manche Zeitgenossen Inklusion nur in einem Einheitsschulsystem mit innerer Differenzierung in jeder Klasse vorstellen. Das ist aber zwingend so nicht gefordert. Ohne irgendeine Form von Differenzierung – darin sind sich offenbar alle einig – kann Inklusion

ohnehin nicht funktionieren. Die pädagogische Grundidee, jedem nach seinen Fähigkeiten jeweils das Beste anzubieten, kann nur mit Differenzierung realisiert werden.

Versachlichung der Diskussion

Die Debatte über die Realisierung der Inklusion leidet daran, dass sich manche Befürworter wieder einmal in einem Kampf gegen Windmühlenflügel, d.h. die „ewig Gestrigen“, verwickelt sehen, also mit Inklusion auch Wahlkampf machen wollen. Das äußert sich z.B. darin, dass alle

Argumente gegen zu langes gemeinsames Lernen, gegen das Einheitsschulsystem, gegen Akzeptanz der Unterschiedlichkeit von Menschen etc. als Beweisstücke für ein inhumanes Menschenbild verzerrt werden.

Anstatt darüber nachzudenken, was an den Gegenargumenten stimmen könnte, versteift man sich auf den Einheitsgedanken: Für alle soll das Gleiche gelten – ob es passt oder nicht. Umgekehrt gilt das genauso für Argumente der Befürworter: Die Argumente der Wohnortferne von Förderschulen, der informellen sozialen Isolierung und der Schwierigkeit, eine angemessene Berufstätigkeit für Behinderte zu organisieren, müssen bedacht werden.

Grenzen der Förderung – Unterschiedlichkeit von Menschen akzeptieren

Das grundlegend Falsche an der Leugnung von Unterschiedlichkeit der Menschen ist die Idee, dass man durch entsprechende Förderung, also durch Pädagogik, alle Unterschiedlichkeit zwischen Menschen be-

seitigen könne. Obwohl es seit Jahrzehnten und aktuell auch immer wieder Belege dafür gibt, dass man mit besonderer Förderung, mit Schulstrukturreformen (Gesamtschulen schaffen angebliche Bildungsungerechtigkeiten weder bei uns noch in Finnland – dem PISA-Sieger – ab), ja auch mit unterschiedlichen Unterrichtsmethoden keineswegs allen, die in irgendeiner Form beeinträchtigt, uninteressiert oder weniger begabt sind, bis hin zur fabulösen „Gleichheit“ bringen kann (Dollase 1984).

Der erzieherische Machbarkeitswahn ist der Urheber vieler bildungspolitischer „Gemeinsamkeits“-Bewegungen. Um es ganz deutlich zu sagen: Die „Grenzen der Erziehung“ sind empirisch und praktisch längst bekannt. Nichts und keine Methode der Welt wird in der Lage sein, die grundlegende Unterschiedlichkeit und Verschiedenheit von Menschen durch Erziehung, Unterricht und Sozialisation zu beseitigen. „Schicksalsakzeptanz“ ist notwendig – zugleich aber auch „Sisyphosmentalität“, d.h. Ausdauer und Geduld trotz hoch wahrscheinlicher Unabänderlichkeit. Das wäre übrigens durchaus christlich gedacht: „Einer trage des anderen Last“. Versuchen muss man es immer!

Wenn Unterschiede nicht beseitigt werden können ...

Christliche Wertvorstellungen müssen sich wegen dieser hoch wahrscheinlichen Unabänderlichkeit der Unterschiede zwischen Menschen schwerpunktmäßig auf ein ganz anderes Feld konzentrieren: die Gestaltung und Organisation einer Gesellschaft, in denen Menschen mit unterschiedlichen Fähig-

keiten und Interessen glücklich und anerkannt leben können.

Die grundlegende Frage, wie wir einen geistig Behinderten auch späterhin als anerkanntes Mitglied einer Gesellschaft in Tätigkeiten bringen können, in denen er zum Wohle der Gesellschaft und Gemeinschaft seinen eigenen erkennbaren Beitrag leistet, ist die vorrangige und primäre Frage.

Völlig sekundär ist die Frage, in welcher Art wir ihn auf diese Tätigkeit in der Gesellschaft vorbereiten. Die Inklusionsdebatte leidet also daran, dass zur Lösung eines gesellschaftlichen Problems wieder einmal nur die Schule und die Kita gefragt sind, die Gesellschaft als Ganzes aber nicht. Das heißt: Ein gesellschaftliches Problem wird auf Schule verschoben.

Unterschiedliche Schulrelevanz der Beeinträchtigungen

„Schicksalsakzeptanz“ ist notwendig – zugleich aber auch „Sisyphosmentalität“, d.h. Ausdauer und Geduld trotz hoch wahrscheinlicher Unabänderlichkeit.

Besonders ärgerlich ist es, dass in der Debatte um Inklusion die Differenzierung der Beeinträchtigung von Kindern und Jugendlichen oftmals unterbleibt. Inklusion in Schule kann selbstverständlich bei

Körperbehinderten leichter – wenngleich auch nicht preiswerter – organisiert werden als bei gewalttätigen Erziehungsschwierigen. Auch die Vorbehalte von Mitschülern und Mitschülerinnen gegenüber vielen Körperbehinderten lassen sich relativ leicht beseitigen.

Völlig andere Fragen praktischer Art stellen sich aber schon bei der Schulklassen-Inklusion von geistig Behinderten oder Schwer-

behinderten, die regelmäßig etwa beim Toilettengang und bei der Nahrungsaufnahme personale Einzelfallhilfe benötigen – hier wäre weiteres Personal dringend notwendig. Ganz anders stellen sich Inklusionsprobleme bei Schülern und Schülerinnen mit regelmäßigen Temperaments- und Gewaltausbrüchen dar: Falls es im Unterricht dazu kommt, ist die gesamte Unterrichtsstunde gestört, die Konzentration der anderen Schüler ist verfliegen.

Auch Gerechtigkeitsfragen im Zusammenhang der Bewertung von Gewalttaten (vgl. Dollase 2010) bleiben dann virulent: Warum darf der das und ich nicht? Auch bei Lernbehinderungen kann es zu erheblichen Verzögerungen im Unterrichtsablauf kommen, wenn dauernd jemand dem Lernbehinderten besonders helfen muss. Ohne ein massives personelles Engagement und folglich auch finanzielle Mittel werden diese Probleme nicht lösbar sein.

**Schwierigkeiten und
Diskriminierungen
durch Binnendifferenzierung**

Häufig wird eingewandt, dass die innere Differenzierung des Unterrichts etwas ganz Banales sei, dass sie etwas sei, was von den Lehrkräften immer geleistet werden müsste. Das ist, wie jeder Praktiker weiß, leichter gesagt als getan! Diejenigen, die es sagen und fordern, machen es ja nicht vor. Verordnungen über die Unterrichtspraxis werden generell von jenen gemacht, die es selbst nicht vormachen können (oder wollen, weil sie wissen, dass sie scheitern können). Das ist ein insgesamt peinlicher und dekadenter Zustand. Jeder, der die Inklusion aller in einer Schulklasse fordert, sollte anstandshalber vormachen, wie es geht.

Dabei kann man einen binnendifferenzierten Unterricht nicht so gestalten, dass ein

geistig Behinderter während der Unterrichtsstunde am Rande sitzt und in einem Bilderbuch blättert, ohne dass sich die Lehrkraft gezielt um ihn kümmern könnte. Um dann anschließend zu behaupten: „Inklusion macht doch keine Schwierigkeiten“. Mit derselben Chuzpe könnte man auch einen Säugling mit in die Uni-Vorlesung nehmen und wenn er während der Vorlesung schläft, könnte man anschließend behaupten, auch die Säuglingsbetreuung sei in die Universität inkludierbar. Nur „dabei sein“ ist keine individuelle Förderung, die die beeinträchtigten Schüler und Schülerinnen dringend benötigen.

Gerne wird auch übersehen, dass die *Vorurteile*, die sich im gegliederten Schulsystem – politisch geduldet und von manchen gefördert – gegen Schulformen verbreiten, (damit sich einige Parteien als Kämpfer gegen Vorurteile durch die Einrichtung von Einheitsschulen profilieren konnten), nunmehr in inklusiven Klassen *zwischen den Schülern* entstehen. Vorurteilsbeladene Schüler und Schülerinnen geben weiter, was sie in ihrem häuslichen Umfeld an Vorurteilen gegenüber „Spastis“, „Bekloppten“ und „Behis“ gelernt haben. Zumal in der Pubertät könnten etwa – zum Beispiel beim Essen im Hauswirtschaftsunterricht oder in der Mensa einer Ganztagschule – die Regelschüler den Kontakt zu den Behinderten meiden, weil diese dauernd in das Essen „sabbern“.

Die äußere Differenzierung leidet an den Vorurteilen, die gegen Schulformen politisch und medial aufgebaut werden – die innere Differenzierung leidet an den Vorurteilen, die in der Bevölkerung im Kontakt von Mensch zu Mensch vorhanden sind. Es ist nunmehr eine Frage, ob gesellschaftliche Vorurteile leichter oder schwerer zu verändern sind als die Vorurteile, die zwischen Menschen entstehen.

Da Menschen kaum gegen ihre interpersonellen Sympathien und Antipathien durch rationale Überlegungen wirksam vorgehen können, ist zu fürchten, dass die Diskriminierung in inklusiven Klassen zu besonders bitteren und verletzenden Alltagserfahrungen wird. Menschen mit Beeinträchtigungen müssen den Vergleich mit hochbegabten, begabten und normalen Mitschülern und Mitschülerinnen tagtäglich erfahren. Sie erfahren durch soziale Vergleiche in jeder Stunde, dass sie nicht so sind wie die anderen (Dollase 2012). Diese Erfahrungen müssen pädagogisch bearbeitet werden – man braucht Zeit und Personal, bis Schüler mit Beeinträchtigungen dagegen immun gemacht werden können.

Selbst wenn es innerhalb von Inklusionsklassen zu einem politisch korrekten Umgang mit den Schülerinnen und Schülern mit Beeinträchtigung käme, weiß man ja aus der sozialpsychologischen Forschung, dass es viele Möglichkeiten

gibt, die unangenehmen Gefühle nur zu überspielen. Eltern mit behinderten Kindern klagen zum Beispiel auch in Inklusionsklassen darüber, dass ihre Kinder zu Kindergeburtstagen nicht eingeladen werden. Schüler und Schülerinnen bedienen sich derselben Ausreden, die Erwachsene anbringen, um unangenehme Kontakte zu vermeiden.

Zwischen Behinderten und Nichtbehinderten gibt es und gab es immer – und das ist sogar experimentell gegen Kontrollgruppen gesichert – Interaktionsspannungen (dazu: Tröster 1988). Die bloße Einführung der In-

klusion ist noch kein wirksames Mittel zur Bekämpfung von Vorurteilen.

Wie ließe sich das Scheitern der Inklusion verhindern?

Man muss sich also fragen, ob die spezifische Form der Konkretisierung der Inklusion in Deutschland nicht eine unerreichbare Vision gewesen ist. Wenn man den Vorgang weltweit betrachtet, dann macht der Beschluss von Salamanca ohne Weiteres Sinn. Es gab und gibt viele Länder, in denen eine Beschulung der behinderten und beeinträchtigten Schüler unterbleibt. Das war ja in Deutschland nicht so. Die Hilfe für Menschen mit Beeinträchtigung ist in jedem Fall und überall menschlich geboten.

Aber die Hilfe muss auch machbar sein.

Die äußere Differenzierung leidet an den Vorurteilen, die gegen Schulformen politisch und medial aufgebaut werden – die innere Differenzierung leidet an den Vorurteilen, die in der Bevölkerung im Kontakt von Mensch zu Mensch vorhanden sind.

Wenn die schöne Idee „Inklusion“ nicht an der Wirklichkeit scheitern soll, dann benötigen wir in erster Linie Menschen, die vormachen können, wie der Unterricht zum Nutzen aller

konkret aussieht. Es muss praktisch und auf längere Zeit gezeigt werden (und nicht durch Werbefilmchen dokumentiert oder schlaue darüber geschrieben), wie man alle zu ihrem Nutzen und bei Berücksichtigung ihrer Besonderheiten optimal in einer Klasse fördert.

Wer nicht weiß, wie man eine Zielstellung umsetzt, sondern nur immer wieder auf das Ziel verweist, riskiert das Scheitern einer guten Idee.

Normalerweise hätte man mehrjährige Modellversuche in ausgewählten Schulbe-

zirkeln machen müssen und hätte von den Erfahrungen dieser Bezirke ausgehend praktische Lösungsvorschläge erarbeiten können. Bevor man Inklusion „in die Fläche“ gibt, hätte man sie auch an Schulen ausprobieren müssen, die ohnehin schon ein schwieriges Klientel haben, etwa weil sie in einem sozialen Brennpunkt liegen – und wie diese dann auf die zusätzlichen Probleme mit Inklusion reagieren können. Die Wirklichkeit ist immer komplizierter und schwieriger als die sprachlichen und ideologischen Illusionen verheißen. Das Berauschen an Illusionen ist noch keine Lösung.

Man hätte auch die Nachteile des bisherigen Fördersystems etwas genauer analysieren können.

Anstatt darüber zu lamentieren, dass Schulabschlüsse dort selten gemacht werden, hätte man besser die individuellen Fortschritte der Schüler und Schülerinnen an Förderschulen messen und dokumentieren können.

Anstatt darüber zu klagen, dass Förderschulen weite Transportwege haben und deswegen die Kinder aus ihren nachbarschaftlichen Zusammenhängen herausgerissen werden, hätte man rechtzeitig daran denken können, Förderschulen in die Nähe von Regelschulen zu bauen oder man hätte an *eine Inklusion unter einem Dach*, d.h. in einem Schulzentrum oder in einem Schulgebäude denken können (s.o.).

Da man all dieses nicht getan hat, drängt sich der Verdacht auf, dass ein kompliziertes praktisches Problem, wie die Inklusion, zu einem Spielball der medialen und politisch-ideologischen Auseinandersetzung

wird. Dazu sollten die Biografien unserer Schülerinnen und Schüler mit oder ohne Beeinträchtigung zu kostbar sein. Denn nichts ist gefährlicher als die massive Enttäuschung von provozierten Hoffnungen.

Nichts ist gefährlicher als die massive Enttäuschung von provozierten Hoffnungen.

Literatur:

- Ahrbeck, B. (2011): Das Gleiche ist nicht für alle gut. *FAZ* (286), 8.
- Dollase, R. (1984): Grenzen der Erziehung. Düsseldorf: Schwann.
- Dollase, R. (2010): Gewalt in der Schule. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dollase, R. (2012): Classroom Management. Theorie und Praxis des Umgangs mit Heterogenität. Oldenbourg, www.schulmanagement-handbuch.de.
- Klemm, K. (2009): Sonderweg Förderschule: Hoher Einsatz, wenig Perspektiven. Eine Studie zu den Ausgaben und der Wirksamkeit von Förderschulen in Deutschland. Erstellt im Auftrag der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh.
- Klemm, K. (2012): Zusätzliche Ausgaben für ein inklusives Schulsystem in Deutschland. Erstellt im Auftrag der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh.
- Tröster, H. (1988): Interaktionsspannungen zwischen Körperbehinderten und Nicht-behinderten. Göttingen: Hogrefe.
- Winkel, R. (2011): Das neue Wunschbild: alles inklusiv. *FAZ* (286), 8.
- Wocken, H. (2011): Rettet die Sonderschulen? – Rettet die Menschenrechte! *Zeitschrift für Inklusion-online.net* (4).